

# «Greta ist das Gras, ich höre es wachsen»

Schuld am Kapitalismus ist Robespierre, der Rousseau verraten hat. Und der Kapitalismus hat Schuld an der Klimakatastrophe. Jean Ziegler appelliert an die Jugend, diesen nach 230 Jahren innert einer Generation zu überwinden: Greta und die Gelbwesten werden es schaffen. *Von Jürg Altwegg*

Jean Ziegler hat kürzlich seinen 85. Geburtstag gefeiert. Aus diesem Anlass ist ein Band mit deutsch- und französischsprachigen Würdigungen seiner Freunde, Genossen und Weggefährten über den «citoyen und rebelle» erschienen – Untertitel: «Der lange Weg von Thun nach Genève pour un monde plus juste». Zieglers neustes Pamphlet, «Was ist so schlimm am Kapitalismus?», ist ein Versuch, seiner Enkelin den Kapitalismus zu erklären. Ursprünglich schrieb er es für eine renommierte französische Buchreihe. Das Medienecho ist wie immer enorm, in Österreich kam es wegen seines Bekenntnisses zu Gewalt als Mittel für politische Veränderungen zu einem Skandal, den der nachmalig wegen Ibiza zum Rücktritt gezwungene FPÖ-Vizekanzler Strache losgetreten hatte. Das Gespräch mit Jean Ziegler fand in seinem Haus im idyllischen Dörfchen Russin auf der Genfer Landschaft statt.

## Wie lange gibt es den Kapitalismus schon?

Als Gesellschaftsordnung hat er sich mit der Machtübernahme durch das Bürgertum in der Französischen Revolution durchgesetzt. Sie lief schief, weil Robespierre das Privateigentum nicht abschaffte. Als in Paris Hungersnot herrschte, stürmte das Volk 1792 die Tuilerien. Zum Essen fanden sie nichts. Aber sie entwendeten alles, was nicht niet- und nagelfest war: Möbel, goldene Uhren. Sie wurden verhaftet und aufgehängt. Sartre hat ganz richtig gesagt, dass in diesem Augenblick das Privateigentum zum zentralen Wert der Gesellschaft wurde.

## Die Revolution ist am Kapitalismus schuld?

Robespierre. Wer sich am Eigentum eines anderen verging, wurde getötet – auch wenn es sich beim Eigentümer um den verhassten König handelte. Robespierre sagte: «Die Gütergleichheit ist eine Schimäre.» Auf dem Gipfel seiner Macht beruhigte er seine Gegner: «Ich will eure Schätze nicht antasten.» Die radikaleren Revolutionäre lagen auf der Linie von Rousseau, der im «Gesellschaftsvertrag» festhält: Der Erste, der ein Stück Land einzäunte, es sein Land nannte und Leute fand, die ihm glaubten, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Für Rousseau gehörten die Früchte allen und der Boden niemandem. Robespierre hat ihn verraten.

## Die Bilanz ist bekannt.

Und nicht nur schlecht. Der Kapitalismus ist in der Geschichte der Menschheit der mit Abstand kreativste Produktionsprozess. Er hat einen sagenhaften Fortschritt der Wissenschaften hervorgebracht. Doch er hatte Grenzen. Nach dem erfreulichen Zusammenbruch der Sowjetunion eroberte er innert kürzester Zeit die ganze Welt. Die Marktkräfte wurden zu Naturgesetzen erklärt. Alles hat man ihnen untergeordnet. Auch die Menschen mussten sich ihnen unterwerfen. Das Kollektivbewusstsein wurde

## «Der Kapitalismus ist der mit Abstand kreativste Produktionsprozess.»

mit der neoliberalen Wahnidee und Ideologie zubetoniert. Zwischen 1991 und 2001 hat sich das Bruttosozialprodukt der Welt verdoppelt. Der Welthandel verdreifacht. Die Hälfte des Bruttosozialprodukts wird von den 500 grössten transnationalen Konzernen erwirtschaftet. Sie haben eine Macht, über die nie je ein Kaiser, König oder Papst verfügte. Sie entziehen sich der staatlichen und sozialen Kontrolle. Ihr einziges Prinzip: maximale Profite in möglichst kurzer Zeit. Die Oligarchien haben eine Weltdiktatur mit kannibalistischer Gesellschaftsordnung errichtet. Alle fünf Sekunden verhungert ein Kind. Unsere Landwirtschaft könnte zwölf Milliarden Menschen ernähren.

## Literatur-Extra

- 50 **Jean Ziegler** «Greta ist das Gras, ich höre es wachsen»
- 53 **Schweizer Klassiker** «Mein Name ist Eugen»
- 54 **Don Winslows Drogen-Trilogie** Besser als Netflix
- 56 **Julia Kröhn** Geschäft der Gefühle
- 57 **Leonardo da Vinci** Erster Blockbuster-Künstler der Welt
- 58 **Dieter Langewiesche** Motor des Fortschritts
- 59 **Vergissmeinnicht** Max Weys Sprachkolumne

Der Kapitalismus war 200 Jahre lang relativ zivilisiert und ist vor dreissig Jahren wild geworden. Jetzt erwarten Sie von der Jugend, dass sie ihn innerhalb einer Generation überwindet. Ist das nicht ein bisschen viel verlangt?

Ich bin kein Idealist. Ich bin Soziologe, Marxist, Materialist und befasse mich mit den verifizierbaren Realitäten.

## Sie glauben auch an ein Jenseits und Gott.

Sonst hängt man sich doch auf. Ich bin ein gottesgläubiger Bolschewik. Es gibt einen natürlichen Tod des Körpers. Aber das Bewusstsein, das in diesem Körper lebt, ist eine Kumulation ohne natürliches Ende. Wenn es den Körper nicht mehr hat, kann sich dieses Bewusstsein nicht mehr ausdrücken. Aber es bleibt bestehen. Als Person existiert man über den Tod hinaus und hat ein Leben, das wahrscheinlich nicht mehr zeitlich begrenzt ist. Friedrich Engels hat am Grab von Marx gesagt, jetzt übernehme die Menschheit den Geist.

## Zurück zur Jugend, die den Kapitalismus überwinden soll.

Marx hat gesagt, der Intellektuelle muss das Gras wachsen hören. Wir haben die Gelbwesten. Und die «Fridays for Future». In Hunderten von Städten gehen die Kinder auf die Strasse und kritisieren die Regierungen, die nichts tun. Wir wissen nur zu genau, was passieren kann. Die Meere werden wärmer, Hafenstädte wie Marseille oder New York verschwinden. Es wird unglückliche Hungersnöte geben. Der Regen- und Windhaushalt gerät aus den Fugen. Es wird monatlich Orkane geben. Und ein paar Jahre nach der Pariser Klimakonferenz, deren Forderungen 190 Staaten unterschrieben haben: Nichts geschieht, es ist alles noch viel schlimmer.

## Glauben Sie an dieses Schreckensszenario?

Ohne jede Einschränkung.

## Glauben Sie, dass man es verhindern kann?

Absolut. Man muss es verhindern. Claude Lévi-Strauss hat gesagt, dass die Welt ohne den Menschen existieren kann. Die Natur braucht uns nicht. Die Menschheit kann aussterben, der Planet unbewohnbar werden. Deswegen gehen die Kinder auf die Strasse. Hinter ihnen steckt keine Partei und kein Zentralkomitee.

## Greta hört das Gras wachsen?

Ja. Nein – ich, der Intellektuelle, höre das Gras wachsen. Greta ist das Gras, das ich



«Unser zubetoniertes Kollektivbewusstsein regt sich»: Marxist Ziegler.

wachsen höre. Auch meine Enkel gehen an die Demos.

**Damit sie nicht in die Schule müssen.**

8000 sind es in Genf gewesen. Es ist eine fröhliche Sache. Eine Schülerin schrie vor der Credit Suisse: «Ersäuft die Banker, nicht das Packeis.» Die Radikalität dieser Forderungen ist eine Hoffnung. Die Jungen haben plötzlich gemerkt, dass die Staaten gar nichts machen können. Die Oligarchie regiert die Staaten.

**Was sollen sie machen?**

An der Klimakonferenz in Paris wurde gefordert, dass die Erdölmultis ihre Produktion reduzieren und 40 Prozent ihrer astronomischen Profite in alternative Energien investieren müssen. Das Resultat: Die Produktion wurde um 22 Prozent erhöht. Von den 81 Milliarden Gewinn wurden 5 Prozent investiert.

**Ich meinte: Was sollen die Jungen machen?**

Die Kinder merken, dass keine Regierung in der Lage ist, den Erdölmultis Auflagen zu machen. Deshalb werden die Demonstrationen für die Umwelt zu Demonstrationen gegen den Kapitalismus. Wir leben in historischen Zeiten.

**Sie schreiben, dass man den Kapitalismus nicht reformieren könne.**

Das ist systemimmanent. Der Kolonialismus war auch nicht reformierbar. Er konnte nicht weniger plündern oder

---

**«Entweder ist eine Frau gleichberechtigt oder nicht, da kann es keine Abstriche geben.»**

---

weniger foltern. Der Sklavenhandel musste verschwinden, man konnte ihn nicht verbessern oder menschlicher machen. Entweder ist der Mensch ein Mensch, oder er wird wie eine Sache behandelt. 1954 haben sich junge Algerier für den Aufstand entschieden und Kasernen angegriffen. Nach zwei Millionen Toten entstand die Republik.

**Die Revolutionäre der Freiheit sind selbst zu Unterdrückern und Ausbeutern geworden. Gerade mussten die Jugendlichen in Algerien wieder auf die Strasse gehen. Bouteflika, den Sie gut kennen, ist ein schlechtes Beispiel.**

Mandela, Thomas Sankara, Fidel Castro.

**Sie sind alle tot. Mandela kam spät an die Macht, Sankara wurde jung ermordet. Kuba taugt nicht zum Vorbild.**

In Kuba isst jedes Kind, geht zur Schule und wird medizinisch versorgt.

**Wie in der Schweiz. Was sollen die Kinder bei uns machen?**

Den Kapitalismus zerstören, bevor er uns zerstört. Nehmen Sie die Frauen – im 19.



«Historische Zeiten»: Schülerproteste in Genf.

Jahrhundert wurde noch darüber diskutiert, ob sie eine Seele haben.

**Gerade die Emanzipation der Frauen ist doch ein Beispiel dafür, dass Fortschritte ohne blutige Revolution möglich sind. Dank der Kraft der Ideen, mit Reformen.**

Die Diskrimination muss weg.

**Geht es den Frauen im Kapitalismus nicht besser als in jedem anderen System?**

Im Vergleich mit einer Bäuerin in Indien oder Afrika zweifellos. Aber in Indien und Saudi-Arabien herrschen kapitalistische Systeme. Die Bilanz der sozialistischen Gesellschaften bezüglich der Gleichstellung ist nicht schlecht. Entweder ist eine Frau gleichberechtigt oder nicht, da kann es keine Abstriche geben. Ich will nur beweisen, dass keine Reform möglich ist. Der Feudalismus war nicht reformfähig. Der König musste weg, um die Leibeigenschaft zu beseitigen. Die kannibalische Weltordnung ist ein Faktum, und die Frauen sind die Proletarier der Proletarier. Die Alternative ist der planetare Rechtsstaat.

**Wo existiert er?**

Ansatzweise in Westeuropa. Er ist unser Horizont, die Alternative zum Kapitalismus. Die 36 reichsten Milliardäre besitzen so viel wie 4,7 Milliarden Menschen. Die Oligarchie ist nicht belehrbar. Als auf der «Titanic» in den unteren Etagen die Menschen bereits starben, spielte auf dem Oberdeck noch immer die Musik. Dieses Bild symbolisiert die Haltung der herrschenden Klasse.

**Glaubt die Oligarchie, dass die Welt nicht untergehen kann?**

Wenn man so viel Macht hat wie sie, ist die Vernunft gefährdet. Die Hoffnung wäre, dass die Oligarchie einsieht, dass die Jungen recht haben. Aber das passiert nicht.

**In Europa hat es Fortschritt und Reformen ohne blutige Revolution gegeben.**

Für diese kleine Halbinsel vor Asien mag das zutreffen. In der ganzen Geschichte betrug der Anteil der Weissen an der Weltbevölkerung nie mehr als 13 Prozent. Aber seit 500 Jahren beherrschen sie den Planeten mit immer neuen Systemen der Unterdrückung. Keines war reformierbar.

**Sind die apokalyptischen Szenarien und die herrschende Weltuntergangsstimmung**

**nicht ihrerseits eine grosse Bedrohung? Sie erzeugen eine lähmende Stimmung, die jedes pragmatische Handeln als illusorisch erscheinen lässt.**

Das hat schon etwas. Aber die grosse Unruhe ist berechtigt. Die Gelbwesten demonstrieren gegen ihren Präsidenten. Sie wollen nicht mehr delegieren, sondern selbst bestimmen. Die Jungen gehen auf die Strasse, um den Planeten zu retten, auf dem sie achtzig Jahre leben müssen. Die lähmende Stimmung entspricht einer drohenden Katastrophe. Und deshalb haben die Kinder recht.

**Was sollen sie tun?**

Das ist die Frage. Wie kann man den Kapitalismus überwinden?

**Nur mit Gewalt, schreiben Sie.**

Nein, nein. Das hat mir in Österreich gewaltigen Ärger eingetragen. Ich kann nur sagen, was ich als Soziologe beobachtet habe: Nie hat eine Oligarchie ihre Privilegien und ihre Macht freiwillig abgegeben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Konzernchefs zur Einsicht fähig sind, dass sie auch Kinder haben, die überleben wollen.

**Was ist in Wien abgelaufen?**

Ich war im April zu einer Vorlesung im Rathaus. Tausend Besucher kamen. Da wurde die Frage der Gewalt angesprochen. Am Tag danach habe ich im Fernsehen das Gleiche gesagt: dass man der Oligarchie den Arm brechen müsse.

**Das schreiben Sie im Buch.**

Jede Revolution war gewalttätig. Als Gegen Gewalt. Und ich habe gesagt, dass man sich auf gewalttätige Auseinandersetzungen einstellen müsse. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es anders gehen kann.

**Terror, Terrorismus?**

Nein. Ich erlasse keine Aufrufe zur Gewalt.

**Aber seit Wien passen Sie auf, was Sie über Gewalt sagen?**

Ich passe wahnsinnig auf. Der Vizekanzler Strache, der damals noch im Amt war, hat versucht, einen riesigen Skandal zu konstruieren: Wie kommt der sozialistische Stadtpräsident dazu, diesen Agitator einzuladen?

**Aber Sie bleiben dabei: Ohne Gewalt geht es nicht?**

Ich halte mich an die Frankfurter Schule. Wir kennen die effektive Gerechtigkeit, den Zustand unserer Welt und unsere Wirklichkeit: Die Ungleichheit nimmt rapide zu. Aber unsere Auffassung von Gerechtigkeit wird immer anspruchsvoller. Die Menschen wollen mehr Gerechtigkeit. Ich war Unberichterstatte für das Recht auf Nahrung. Noch vor ein paar Jahrzehnten war die schreckliche Theorie von Thomas Malthus ziemlich unbestritten: Der Hunger hat auch seine guten Seiten. Er ist schlimm, aber nötig und gottgewollt. Weil die demografische Entwicklung dazu führen wird, dass es

nicht genug Luft, Wasser und Essen für alle geben kann. Mit Malthus legitimierte der Kolonialismus sein Tun. Seine Lehre war in Kirchen und Universitäten verbreitet. Heute wagen es auch die zynischsten Reaktionäre nicht mehr, sich auf ihn zu berufen. Jeder weiss heute, dass Hunger keine Fatalität ist, sondern menschengemacht – und schon morgen überwunden sein könnte. Dieses Bewusstsein existiert. Wann aber wird es umgesetzt? Sartre

«Wenn sich der kategorische Imperativ durchsetzt, hat die Oligarchie keine Chance mehr.»

sprach von der «Inkarnation». Wann wird eine zur verändernden Kraft? Das weiss kein Mensch. Im 18. Jahrhundert haben Rousseau, Diderot, Voltaire ihre Vorstellungen in die Welt gesetzt. Sie beeinflussten das kollektive Bewusstsein, und am 14. Juli 1789 brachen die Arbeiter mit ihren selbstgemachten Waffen auf und stürmten die Bastille, in der ihre *copains* inhaftiert waren, deren Familien zu Hause verhungerten. Wie es weitergehen und was sie bewirken würden, konnten sie selbstverständlich nicht wissen.

**Glauben Sie an eine neue Revolution?**

Wir sind sehr nahe an der Inkarnation. Der Wahn der neoliberalen Ideologie, die den Menschen als historisches Subjekt zerstört, geht zu Ende. Aber noch gibt es die Entfremdung. Die Schweizer haben gegen einen Mindestlohn und gegen höhere Renten gestimmt. Gegen eine einheitliche Krankenkasse. Sie wollten keine zusätzliche Ferienwoche und keine Beschränkung der Managerlöhne. Eines der politisch reifsten Völker stimmt gegen seine ureigensten Interessen. Jetzt aber, dank der Zivilgesellschaft, kommt etwas in Gang. Unser zubetoniertes Kollektivbewusstsein regt sich.

**Das erzählen Sie seit fünfzig Jahren.**

Ja, aber jetzt konkretisiert es sich, mit den Gelbwesten und Greta. Die Mauern fallen. Wenn sich der kategorische Imperativ durchsetzt, hat die Oligarchie keine Chance mehr.



Jean Ziegler: Was ist so schlimm am Kapitalismus? Antworten auf die Fragen meiner Enkelin. Bertelsmann. 128 S., Fr. 24.90

Diverse Autoren: Jean Ziegler – citoyen et rebelle. Der lange Weg von Thun nach Genève pour un monde plus juste. Edition 8. 264 S.

Schweizer Klassiker

Das lustigste Schweizer Buch

Mit «Mein Name ist Eugen» setzte der Berner Pfarrer Klaus Schädelin 1955 völlig neue Massstäbe in der Jugendbuchliteratur. Von Christoph Mörgeli

Die fingierten Aufzeichnungen des dreizehnjährigen Eugen liegen mittlerweile in der 32. Auflage vor. Sämtliche Erlebnisse in Elternhaus, Berner Altstadtwohnung, Schule, Freizeit und Pfadi bilden ein wahres Feuerwerk an gerissenen Streichen eines munteren Bubenquartetts. Unmöglich, dass die ohne jede Schwäche durchgehaltene Komik bei jungen und älteren Lesern nicht immer wieder schallendes Lachen entlockt. In der Regel werden die haarsträubenden Abenteuer eingeleitet durch Ansprachen des grenzenlos fantasiebegabten Franz «Wrigley» Stalder, dessen Übername eine eigene Geschichte bildet. Zur Viererbande gehören sodann der Chronist Eugen, der robuste Eduard und das verwöhnte Milchgesicht Bäschтели. Selbstverständlich reagiert die Erwachsenenwelt mit Erschrecken, Entsetzen und nacktem Unverständnis auf die Streiche der Lausbuben.

**Rotzfrech und scharfsichtig**

Für eine Abendunterhaltung muss von Tante Melanie ein Festkleid «expropriert» werden – selbstverständlich in der (irrigen) Meinung, sie werde keinesfalls im Publikum sitzen. Die geräumigen Estriche eröffnen den Buben eine wahre Traumwelt, etwa die eines Steuermanns auf dem Titicacasee. Unvergesslich der Waber Werner, jener zünftige Sektionsschwimmer, der einem Lehrer den angeborenen Sadismus austreibt. Das einem alten Schulmeister entwendete Gebiss wird kurz vor Weihnachten wieder ausgegraben und zurückgebracht. Aus dem Pfadfinderlager im Tessin reissen die vier Unverbesslichen bald aus und radeln via Gotthard und Zentralschweiz nach Zürich. Dabei vermissen sie die Maggi-Fabrik, wo laut Wrigley ganze Rinderherden in die Trichter getrieben würden, um sie zu Gewürzwürfeln einzustampfen. Einmal sei versehentlich ein Scheusal von einem Direktor in einen Trichter geraten, wonach die Maggi-Würfel eine volle Woche lang einen ungeniessbaren Nachgeschmack hatten.

Das Reiseziel Zürich galt dem Besuch des legendären Fritzeli Bühler, eines echten Tau-

sendsassas und Vorbilds aller Lausbuben. Diese Heldengestalt lebte wirklich, nämlich in der Person von Dr. h. c. Fritz Bühler, Skilehrer, Pilot und erster Präsident der Schweizerischen Rettungsflugwacht (Rega). Und der Episode des im Ritterhelm eingeklemmten Wrigley soll niemand Geringerer als Richard von Weizsäcker Pate gestanden haben, der als Diplomatensohn in Bern die Schulbank gedrückt hat. Darauf angesprochen, reagierte der deutsche Bundespräsident gewohnt souverän und diplomatisch: «Ich kann diese Meldung weder bestätigen noch dementieren.»

Bei «Mein Name ist Eugen» handelte es sich um eine völlig neue Art Jugendbuch: rotzfrech, aufmüpfig und scharfsichtig die Schwächen von Eltern und Pädagogen durchschauend. Die Schweizerische Lehrerzeitung reagierte mit einer vernichtenden Kritik («An der Grenze zu Schund und Kitsch»). Pfarrer Klaus Schädelin (1918–1987) schrieb die Abenteuer aus Ärger über die damalige Flut von braven, moraltriefenden Jugendbüchern. Die Matur – so bekannte er später – habe er nur bestanden, weil sich die Lehrer beim Addieren geirrt hätten. Schädelin studierte



Vorbild aller Lausbuben: Ausgabe von 1956.

Theologie, leistete Aktivdienst als Küchenhilfe, amtierte als Pfarrer an der Petruskirche in Bern, verheiratete sich glücklich und wurde Vater von drei Kindern. 1958 wählte das Stimmvolk Klaus Schädelin für das neugegründete Junge Bern völlig überraschend in die Stadtberner Exekutive. Dort betreute er die Ressorts Gesundheit und Fürsorge und sass daneben acht Jahre lang auch im Grossrat. Er kannte jeden und jede, war überaus populär und wurde immer wieder auf seinen «Eugen» angesprochen. Ein Herzinfarkt zwang Schädelin mit 55 in die von ihm als herrlich empfundene Frühpension. Sein Sohn Michael erinnert sich an familiäre Autoausflüge, in denen die Regeln «eins links, eins rechts» galten. So wurde entsprechend abwechselnd abgebogen, bis man an einem nie erwarteten Ziel anlangte.

Klaus Schädelin: Mein Name ist Eugen. Theologischer Verlag Zürich, 32. Aufl. 200 S., Fr. 32.90

# Besser als Netflix

Nach über zwanzig Jahren bringt Don Winslow seine 2500 Seiten dicke Trilogie über den Drogenkrieg in Mexiko zu Ende. Ein erschütterndes Meisterwerk. *Von Rico Bandle*

Er ist der gefürchtetste Drogenfahnder Amerikas, hat während vierzig Jahren Hunderte hochrangige mexikanische Drogenbosse aus dem Verkehr gezogen. Doch jetzt, am Ende seiner Karriere, stellt Art Keller sein ganzes Lebenswerk in Frage. «Nur weil Drogen illegal sind, verdienen brutale Soziopathen an der Spitze der Kartelle jährlich an die sechzig Milliarden an uns [Amerikanern]. Mit dem Geld bestechen sie Polizei und Politiker und finanzieren Waffen, durch die bereits Hunderttausende starben – und ein Ende ist nicht in Sicht», sagt er desillusioniert, quasi als Abschiedsrede gegen Schluss der Trilogie.

Der Krieg gegen die Drogen ist schon seit Jahrzehnten im Gange, die Summe der Opfer ist mittlerweile höher als bei vielen konventionellen Kriegen. Und immer, wenn man das Gefühl hat, es sei ein wichtiger Schlag gegen die Kartelle gelungen, säumen danach noch mehr Tote die Strassen.

Wie es dazu kommen konnte, erzählt Don Winslow in seinem Drogen-Dreiteiler, für den kein Superlativ zu hoch gegriffen ist: Wie Shakespeare in seinen Königsdramen, seziert er die Machtstrukturen von Clans, Kartellen, ja ganzen Ländern; zeigt auf, wie sich die Bosse mit Einschüchterungen, zur Schau gestellter Brutalität und grosszügigen Geldzahlungen die Loyalität ihrer Gefolgschaft sichern. Und das alles in einer weitverzweigten Geschichte mit Hunderten von Akteuren auf insgesamt 2500 Seiten, die von einer kaum zu überbietenden Spannung sind.

Im Zentrum des Epos stehen der Drogenfahnder Art Keller und sein Hauptkontrahent, Drogenboss Adán Barrera. Im ersten Band («Tage der Toten») arbeitet sich Barrera hoch zum Chef des führenden Sinaloa-Kartells. Im zweiten («Das Kartell») vermehrt er Macht und Reichtum ins Unermessliche, bevor er im Urwald Guatemalas erschossen wird. Im neuen dritten Band («Jahre des Jägers») ist Art Keller zurück in den USA, wird Chef der US-Drogenbehörde DEA und stellt fest, dass die Drogenmilliarden mittlerweile auch in den USA höchste Machtkreise korrumpieren. «Seit vierzig Jahren führt er Krieg gegen die mexikanischen Kartelle. Jetzt führt er Krieg gegen die eigene Regierung. Aber eigentlich ist beides dasselbe», heisst es im Buch.

Die Geschichte ist zwar fiktiv, die Ereignisse und die Figuren haben aber reale Vorbilder. Adán Barrera steht unverkennbar für Joaquín «El Chapo» Guzmán, lange Zeit einer der

mächtigsten und meistgesuchten Drogenbosse der Welt. Die zum Teil in ihren detaillierten Schilderungen kaum erträglichen Gräueltaten, wie die Massakrierung von Kindern eines Schulbusses und die Entsorgung der Leichen auf einer Mülldeponie, entspringen wahren Begebenheiten.

## Wie ein Krebsgeschwür

Dass der Kampf gegen die Drogen über die Jahrzehnte zunehmend ausser Kontrolle gerät, daran haben die Amerikaner im Buch wie in der Realität einen beträchtlichen Anteil. Immer wieder stellt DEA-Agent Art Keller nach Operationen frustriert fest, dass er von einem Kartell instrumentalisiert worden ist, um eine rivalisierende Bande auszuschalten. Auf die Politik ist selten Verlass. Die Iran-Contra-Affäre zeigte, dass die USA den Drogenschmuggel unter gewissen Umständen sogar befördern.

Die Jahre vergehen, Präsidenten wechseln, das Übel bleibt. Die Methoden der Fahnder gleichen sich zunehmend jenen ihrer Gegner an, ebenso deren Brutalität. «Die Schlacht gegen al-Qaida hat die Grenzen des Denkbaren, Erlaubten und Machbaren verschoben», heisst es etwa in «Das Kartell».

Erschütternd ist nicht nur das Meer von Blut, sondern auch wie die Milliarden aus dem Drogenhandel und die dazugehörige Korruption eine ganze Gesellschaft von innen zersetzen. Wie ein Krebsgeschwür breitet sich das Übel aus: Familien werden zerstört, überall hat es junge Menschen, die der Verlockung des Geldes nicht widerstehen können und sich selbst um ihre Zukunft bringen. Sofern sie überhaupt eine Wahl haben. Denn oft heisst es einfach: Entweder du bist dabei oder tot – *plata o plomo*, wie man auf Spanisch sagt, Silber oder Blei.

Über zwanzig Jahre lang hat Winslow recherchiert, wobei er nie eine Trilogie geplant hatte. Nach Band zwei sollte eigentlich Schluss sein, Winslow liess Drogenboss Barrera sterben. Doch die Realität holte ihn ein: Nachdem Barreras Vorbild, Chapo Guzmán, in die USA ausgeliefert worden war, beruhigte sich die Lage keineswegs, im Gegenteil. Die Gewalt in Mexiko nahm epidemisch zu. Parallel dazu überfluteten immer stärkere Drogen die USA. Beidseits der Grenze häuften sich die Toten, in Mexiko mit einer Kugel im Kopf, in den USA mit einer Spritze im Arm.

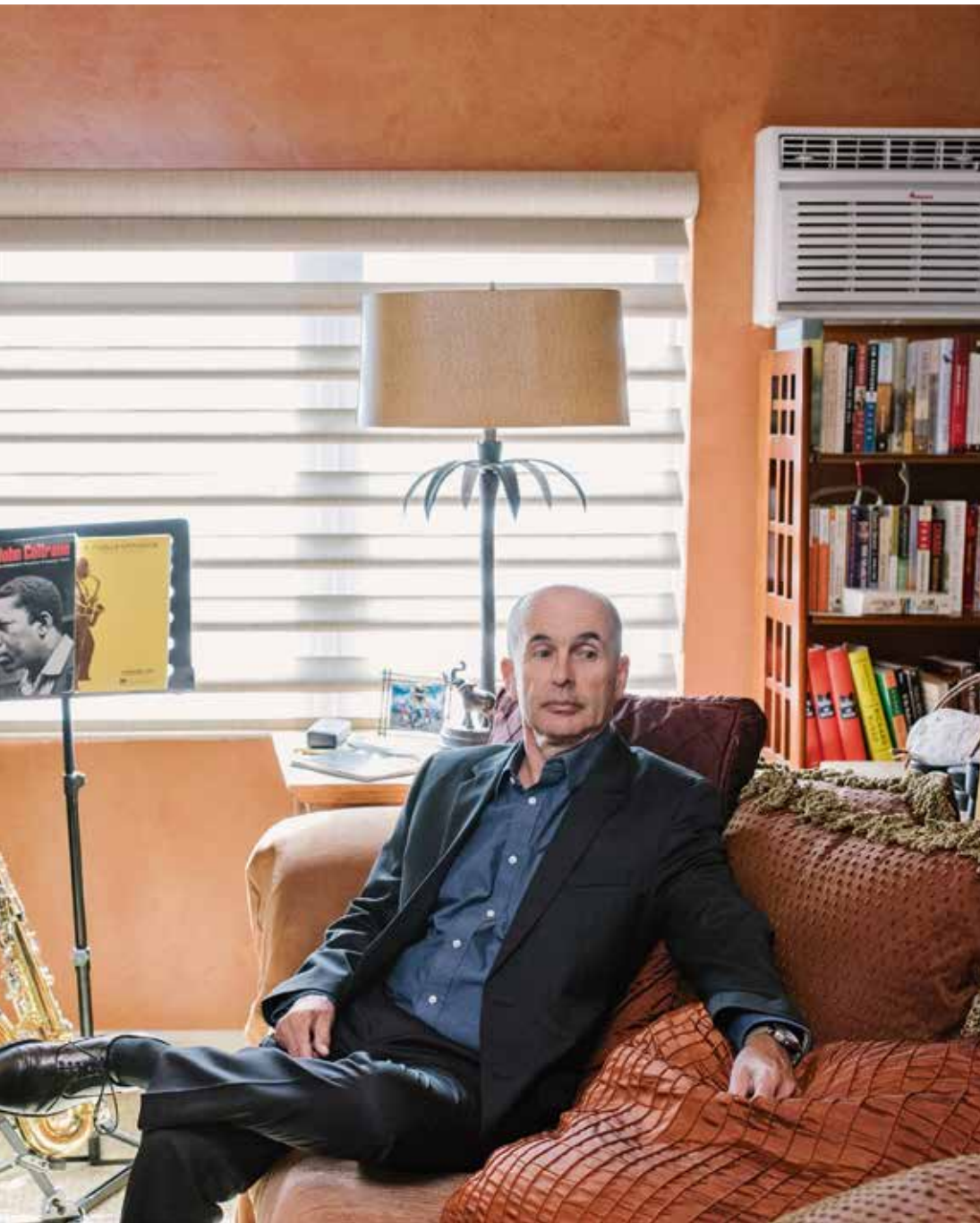
Im Buch ist eindrücklich geschildert, wie das Chaos ausbricht, nachdem der Hydra der Kopf abgeschnitten worden ist. So grassiert



«Es gibt keine Regeln mehr. Alles ist möglich»:

zum Beispiel plötzlich die Kinderprostitution, die früher verpönt war: «Zu Barreras Zeiten hätten sie einem Mann, der Kinder verkauft, Stacheldraht um den Schwanz gewickelt und ihn daran aufgehängt. Jetzt ist das anders. Jetzt wird alles toleriert, Hauptsache, es bringt Geld für die Finanzierung der eigenen Leute.» Die Situation gerät gänzlich ausser Kontrolle. «Es gibt keine Regeln mehr. Alles ist möglich.»

Das Machtvakuum führt zu einem Zustand der Anarchie, wie man ihn nach dem Sturz von Diktatoren immer wieder erlebt, zum Beispiel in Libyen nach Gaddafi. Don Winslow hat sich dabei tatsächlich an Shakespeare orientiert, wie er in einem Interview sagte: «Sie wissen, Shakespeares <Heinrich IV.> und <Heinrich V.> sind grossartige Dramen über einen mächtigen König. Aber <Heinrich VI.>, in dem es darum geht, was nach dessen Tod



Meistererzähler Winslow.

passiert, ist komplexer und in gewisser Weise auch interessanter.»

Nicht nur in Mexiko hat sich die Situation verändert, sondern auch in den USA: Plötzlich ist ein grossmäuliger Präsident an der Macht, der das Drogen- und Migrationsproblem mit einer Mauer und noch mehr Repression lösen will. Für Winslow ein Graus.

Trumps Wahl motivierte ihn erst recht, Teil drei in Angriff zu nehmen, den mit 992 Seiten umfangreichsten Band der Trilogie. Der Schriftsteller wurde zudem zu einem prominenten Anti-Trump-Aktivist. 2017 kaufte er eine ganze Anzeigenseite in der *New York Times*, um gegen die Drogenpolitik des Präsidenten zu protestieren, die zu «mehr Leid, mehr Kosten und mehr Toten» führe.

Erst kürzlich rief er Trump öffentlich zu einem Streitgespräch über die Mauer auf. «Wir

können das sogar auf Ihrem Sender tun, Fox News. Egal, in welcher Sendung, mit welchem Moderator, zu welcher Zeit.» Begeistert von der Idee, bot Stephen King, der König des Horrorromans und ein grosser Anhänger Winslows, seine Unterstützung an: «Ich wäre bereit, 10 000 Dollar zu bezahlen, um das zu sehen.» Trump allerdings stieg nicht darauf ein.

### Der Aktivist drückt durch

Dass seine Aktivistinnenrolle manchmal spürbar ist, ist der grösste Makel in «Jahre des Jägers»: Winslows Stärke ist es gerade, die Ambivalenz der einzelnen Figuren herauszustreichen, so dass man zuweilen auch für einen Mörder Sympathie empfindet, dass der Held Art Keller zum Teil selber von Hass und Rachegefühlen getrieben ist. Der Mensch, so die Botschaft, ist grundsätzlich ein grausames Wesen, sofern

die Situation und das System es zulassen. Doch jetzt, vom Ekel vor dem Präsidenten getrieben, wird Winslow an gewissen Stellen leider zum Moralisten, verliert die kühle Distanz zum Geschehen.

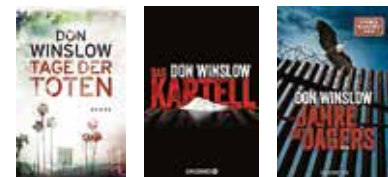
Dennoch gelingt es dem Meisterautor erneut, ein atemberaubendes Panoptikum des Drogenelends zu zeichnen, ohne dass dies die Spannung des Thrillers beeinträchtigte. Diesmal auch mit dem Fokus auf die USA: die Gang-Kriminalität, die durch Migration aus den lateinamerikanischen Slums in die US-Vorstädte importiert wird; die weisse Unterschicht, die sich selber ins Elend spritzt; die hilflosen Streifenpolizisten, die immer

### Die Trilogie ist vielschichtiger und tiefgründiger als «Narcos» und vor allem als «El Chapo».

nur an die unterste Hierarchiestufe herankommen. Und natürlich auf die grosse Politik. Niemand hat ein Interesse, an der Situation etwas zu ändern, zu viele Leute verdienen daran: die DEA, die privatisierten Gefängnisse, die Immobilienbranche, wo ein Teil des Drogengelds hinfliesst, und so fort.

Die Trilogie ist bedeutend vielschichtiger und tiefgründiger als die beliebten Netflix-Serien «Narcos» (Kolumbien) und vor allem «El Chapo» (Mexiko), die in einem ähnlichen, wenn nicht gar im selben Umfeld spielen. Man ist zuweilen froh um das Personenverzeichnis am Ende, um die Übersicht über die vielen Figuren nicht zu verlieren. Winslow hatte 2015 die Filmrechte für die ersten zwei Teile für sechs Millionen Dollar verkauft, Ridley Scott hätte Regie führen sollen. Das Vorhaben scheiterte an der für einen Kinofilm zu komplexen Story.

Kürzlich wurde bekannt, dass der zu Disney gehörende Sender FX einen neuen Anlauf nimmt und aus der Trilogie nun eine ganze Fernsehserie machen möchte, was bestimmt das geeignetere Format für die Verfilmung dieses monumentalen Werks ist. Obschon für jemanden, der die Bücher tage- und nächtelang kaum mehr weglegen konnte, ist es schwer vorstellbar, dass eine Steigerung des Leseerlebnisses noch möglich ist.



### Don Winslows Drogen-Trilogie

Tage der Toten (Original: *The Power of the Dog*, 2005). Suhrkamp. 689 S., Fr. 21.90.

Das Kartell (*The Cartell*, 2015). Droemer. 832 S., Fr. 23.90.

Jahre des Jägers (*The Border*, 2019). Droemer. 992 S., Fr. 39.90.

# Geschäft der Gefühle

Die österreichische Schriftstellerin Julia Kröhn wechselt Namen wie Kleider. Eine schlaue Marketingidee.

Von Rolf Hürzeler

Eine Modeschau der deutschen Trümmerfrauen mit Zwischenfällen – das hat es angeblich gegeben. «Bei der letzten Probe sind zwei gestolpert, und das liegt nicht am Hunger. Den leiden wir alle», sagt die Protagonistin Lisbeth. Zwei Jahre nach dem letzten Weltkrieg veranstaltet die junge Frau eine Modeschau in Frankfurt, um das Kleidergeschäft ihrer Familie wieder in Gang zu bringen.

Das ist eine Episode aus dem neuen Roman «Das Modehaus – Töchter der Freiheit» der Schriftstellerin Julia Kröhn. Die 44-jährige Österreicherin beschreibt die Szene mit den spindeldürren Frauen in schäbigen Klamotten, um die Stimmung in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch zu illustrieren. Die Deutschen sehnten sich nach einer Normalität, die vorderhand unerreichbar sein sollte.

## Ist der Untergrund sumpfig?

«Das Modehaus» ist das neueste, 528 Seiten starke Werk einer Frau mit unterschiedlichen Namen. Denn Julia Kröhn schreibt auch als Kiera Brennan über die irische Geschichte und als Catherine Aurel über die italienische Renaissance. Kurz vor dem «Modehaus»-Buch hat sie unter diesem Namen einen historischen Toskana-Roman herausgegeben mit dem Titel «Der Turm der Liebenden», eine Geschichte, die punkto Emotionen genau das hält, was sie verspricht.

Warum schreibt sie nicht alles unter ihrem richtigen Namen – ist er nicht stark genug? Julia Kröhn ist die Offenheit in Person und sagt im persönlichen Gespräch: «Das ist wie bei McDonald's, der Kunde weiss, was ihn unter diesem Label erwartet.» Etwas anderes also als im Sushi-Schuppen. So steht die Schreiberin Catherine Aurel im «Turm der Liebenden» für die weiche Linie. Die Autorin verknüpft die Liebesgeschichte geschickt mit einer Frage, die sich jeder schon einmal gestellt hat: Warum ist der Turm von Pisa schief? Steckte eine Verschwörung dahinter, Lug und Betrug, ein Fluch gar? Oder, banaler, ist der Untergrund sumpfig?



Zwischen feuriger Liebe und roher Gewalt: Erfolgsautorin Kröhn.

Die Antwort erfolgt auf 624 Seiten mit Gefühlen und dosierten Portionen von Mord und Totschlag. Dabei scheut die Autorin dick aufgetragene Klischees nicht: «Mit der Angst verhielt es sich für Aziza wie mit der Schönheit. Sie war etwas, das man nicht berechnen konnte», heisst es über die schöne und lebenswürdige Frau im «Turm der Liebenden», die auch ein mathematisches Genie ist.

Funktioniert ein Namenslabel nicht mehr, dann wirft sie es weg wie einen ausgelöffelten Joghurtbecher. So war die Autorin Leah Cohn mit romantischer Fantasy unter dem Titel «Der Kuss des Morgenlichts» eine Weile erfolgreich. Dann ging die Nachfrage zurück, und Kröhn legte den Namen im Einverständnis mit dem Verlag ab.

Daraus resultieren nicht etwa Identitätskrisen. «Wo denken Sie hin?», fragt sie rhetorisch. Denn für Kröhn ist das Schreiben eine professionelle Arbeit, der sie eine Etikette auf-

klebt, um eine möglichst grosse Leserschaft zu gewinnen. Dazu passt, dass sie die Bücher in verschiedenen Verlagen veröffentlicht, etwa bei Random House, Bastei Lübbe oder Droemer Knauer.

Die Schriftstellerin ist in Linz aufgewachsen und lebt heute mit ihrer Familie in Frankfurt. Sie habe schon mit vierzehn Jahren mit dem selbständigen Schreiben begonnen, denn sie fühlte sich wie so manches Kind allein und unverstanden. Da boten sich Fantasiewelten an, in die sie sich hineinflüchtete. Nach der Schule studierte sie Theologie und Geschichte, schrieb weiter, vorerst allerdings ins Leere.

Erst 2005 konnte sie sich mit dem Roman «Engelsblut», einer Schicksalsgeschichte aus dem 19. Jahrhundert, über den Durchbruch freuen. Seither gibt es kein Halten mehr. Julia Kröhn schreibt jährlich mindestens zwei Wälzer. «Ich habe eine preussische Arbeitshaltung, obschon ich Österreicherin bin», sagt sie. Sobald ihre Tochter in der Schule ist, beginnt die Autorin mit Denken und Dichten. Einen Nachmittag wöchentlich sitzt sie in der Deut-

schon Nationalbibliothek in Frankfurt, wo sie ihren Recherchen nachgeht: «In den meisten Fällen stütze ich mich auf ein Vorwissen über die damaligen Verhältnisse, weil ich mich schon mal damit beschäftigt habe», sagt sie. Kröhn hat den Ehrgeiz, dass ihre Bücher historischen Ansprüchen zumindest ansatzweise genügen. So schildert sie im «Turm der Liebenden» die Fehden in Pisa zwischen der Familie Gherardesca und den Ghibellinen ausführlich.

Wer über die Renaissance schreibt, hat allerdings Freiheiten, weil sich bei Ungenauigkeiten keine Zeitzeugen melden. Darum sagt Julia Kröhn mit der ihr eigenen Ehrlichkeit: «Die jüngste Vergangenheit ist für mich am schwierigsten.» So erlebte sie zwar die 1970er Jahre nur als Kleinkind, aber sie wollte im «Modehaus» dennoch die damalige gesellschaftliche Stimmung möglichst authentisch wiedergeben – von der aufkommenden Abtreibungsdebatte bis zum Baader-Meinhof-

Terror. Um sicherzugehen, gibt sie solche Romanpassagen Älteren zu lesen und fragt sie nach ihren persönlichen Erinnerungen.

### Nur das Feuilleton ignoriert sie

Das erzählerische Muster von Julia Kröhn ist klar: Eine klassische Dreiecksbeziehung wie «zwei Männer lieben die gleiche Frau» lässt sich in allen Jahrhunderten und an allen Orten in den Grundzügen gleich erzählen. Sei es als Julia Kröhn in Deutschland, als Catherine Aurel in der italienischen Renaissance oder als Kiera Brennan in Irland: «Ich denke mir die Handlung aus und ordne sie in der Vergangenheit ein.» Denn eine Liebesgeschichte ist in jeder Epoche die gleiche Liebesgeschichte. Kröhn ist der Überzeugung, dass es etwa 25 Varianten von Lebensentwürfen gibt: «Was darüber hinausgeht, sind nur Ausschmückungen.» Und für diese ist sie als Autorin besorgt, damit die Leser kein Déjà-vu haben.

Diese Schriftstellerin hat im gesamten deutschsprachigen Raum Erfolg. Keine Buchhandlung, kein Bahnhofskiosk ohne Julia Kröhn & Co. Nur das Feuilleton ignoriert sie hartnäckig. Das kümmert sie nicht, denn für sie sind die Verkaufszahlen die harte Währung. Die Universität Salzburg hat ihr sogar einen Lehrauftrag für kreatives Schreiben erteilt. Hier unterrichtet sie Studenten im Handwerk des Dichtens und züchtet damit eigene Konkurrenz auf dem umkämpften Büchermarkt. Allerdings befürchtet Kröhn deswegen keine Nachteile: «Sie lernen zwar zu schreiben, aber für ein Buch braucht es etwas mehr.» Tatsächlich ist es eine Kunst, die Leserschaft über Hunderte von Seiten immer wieder von neuem zu packen und ihr damit steten Eskapismus zu liefern, so dass sie das Buch nicht nach den Anfangskapiteln weglegt. Kröhn variiert dazu mit den Erzählformen: Perspektivenwechsel des Erzählers, Zeitsprünge oder Handlungsgegensätze etwa zwischen feuriger Liebe und roher Gewalt.

Wer so zielgerichtet und effizient schreibt, muss sich dazu berufen fühlen. In den Worten von Julia Kröhn tönt das ganz bescheiden: «Das ist meine Identität.» An dieser arbeitet sie täglich stundenlang.



Julia Kröhn: Das Modehaus – Töchter der Freiheit. Blanvalet. 528 S., Fr. 16.90

Catherine Aurel: Der Turm der Liebenden. Penguin. 624 S., Fr. 15.90

## Geschichte

# Erster Blockbuster-Künstler der Welt

Maler, Erfinder, Dichter, Naturwissenschaftler – und für die Nachwelt ein Rätsel: Der Freiburger Historiker Volker Reinhardt legt eine kluge Betrachtung des Weltgenies Leonardo da Vinci vor. *Von Peter Keller*

Was war da Vinci für ein Mensch, was waren seine Ideale, Vorgehensweisen, Glaubensgrundsätze jenseits der von der Nachwelt seit Jahrhunderten vorgenommenen Verklärungen des wohl grössten Malers der Hochrenaissance? Darauf antwortet Reinhardts Biografie «Leonardo da Vinci. Das Auge der Welt» und rückt den Mythos da Vinci zurecht, ohne den Maler vom Sockel zu stossen. Reinhardt verzichtet auf die gegenwärtigen und pathetischen Charakterisierungen da Vincis, die den Maler und seine Erfindungen – Flugkörper, Fahrzeuge – als Visionär preisen, als Steve Jobs der Renaissance, Vor denker der ökologischen Bewegung oder Protovegetarier.

Leonardo da Vinci, 1452 als unehelicher Sohn in Anchiano bei Vinci geboren, lebte und arbeitete in Florenz, Mailand, Rom als Hofkünstler verschiedener italienischer Fürsten und am Ende dort, wo er wohl am glücklichsten war, am Hof des französischen Königs François I<sup>er</sup> in Amboise an der Loire, wo er 1519 starb.

Als mathematisch veranlagter Geist war da Vinci der menschlichen Natur gegenüber kühl, unbeeindruckt vom theologischen Gedankengut der Zeit sowie herablassend angesichts alchemistischen Wunderdenkens. Er glaubte allein an die Gesetze und die Kraft der Natur, der sich der menschliche Geist durch den richtigen «Blick», eine genaue Betrachtungsweise, nähern kann. Zum Künstler wird, so sah es da Vinci und so arbeitet Reinhardt es in Bildanalysen heraus, wer aus dem Gesehenen Kunstwerke schafft.

### Welt ohne Angst und Tod

Schon früh in der Karriere war da Vinci klar, dass es das richtige Image braucht, um erfolgreich zu sein. Er inszenierte sich als Künstler-Naturphilosoph und wurde zum Vorläufer des modernen Künstlertums: Dieser produziert nicht nur selbstvergessen Kunst im Kämmerlein, sondern schafft Blockbuster wie «Das letzte Abendmahl» (1495–98), das Leonardo im Auftrag des Mailänder Herzogs Ludovico



Aus dem Gesehenen Kunstwerke schaffen.

Sforza schuf und das ihm Landesruhm, wenn nicht Weltruhm einbrachte. Allerdings, so Reinhardt, zeigt sich gerade am «Abendmahl», dass da Vinci trotz aller Anstrengung stets weit entfernt davon war, professioneller Künstlerhölfling zu werden wie seine Zeitgenossen Michelangelo oder Donatello.

Leonardo, der penibel hygienisch war, gerne schön wohnte und feine Kleider trug, war unbeeindruckt von den Erfordernissen der Zeit, das Hofieren und Schmeicheln der Mäzene brachte er nicht

über sich, zu politischem Kalkül und Herrscherlob bei der Ausführung von Auftragsarbeit war er unfähig. Er lieferte zudem unzuverlässig und unpünktlich. Werke wie «Der heilige Hieronymus» (um 1480) blieben unfertig, oder er verwendete Materialien, die die Zeit nicht überdauern sollten: Farben verblassten wie die, die er für das «Abendmahl» verwendete, Mörtel bröckelte, Wachs schmolz.

Letztlich, so Reinhardt, lassen sich viele Werke da Vincis nicht gänzlich entschlüsseln. Seit der Antike gilt uns die hierarchische Kette des Seins: Mineralien, Pflanzen, Tiere, Menschen, Engel, Götter oder Gott. Da Vinci setzt einzigartigweise ganz unten an der Skala an, hinter Figuren wie der Mona Lisa, Johannes dem Täufer oder der Heiligen Anna und Maria wuchern und wachsen wundersam bewachsene Landschaften – und in zeitloser Grösse schuf Leonardo eine Welt ohne Angst und Tod darin.



Volker Reinhardt: Leonardo da Vinci. C. H. Beck. 383 S., Fr. 41.90.



# Motor des Fortschritts

Die positiven Seiten des Kriegs hervorzuheben, gilt heute als Frevel. Dabei wäre die Welt eine schlechtere, hätte es die blutigen Kämpfe nicht gegeben, wie Historiker Dieter Langewiesche in seinem neuen Buch aufzeigt. *Von Heimo Schwilk*

Nation und Krieg haben im intellektuellen Diskurs ausgespielt. Wir leben im Zeitalter des globalen Miteinanders, des Multilateralismus, eines Welt-Ethos, das nationale Interessen als gefährlich und die kriegerische Konfrontation als überholt ansieht. Statt neue Waffensysteme zu entwickeln, soll abgerüstet und Konfliktvermeidung betrieben werden; die Milliardenkosten für Armeen sind besser als Entwicklungshilfe angelegt – oder zur Bekämpfung des Klimawandels, dem einzig wirklichen Feind, der die Menschheit als Ganzes bedroht.

Clevere Autoren, eng am Puls des Zeitgeistes, bedienen virtuos solch aktuelle Bedrohungsszenarien, die sich auch in den Wählerstimmen der Grünen niederschlagen. Der Tübinger Historiker Dieter Langewiesche dagegen provoziert mit einem Buch, das auf rund 500 Seiten belegt, dass es in der Menschheitsgeschichte «ohne Krieg keinen Fortschritt» gegeben hätte.

Der Autor beschränkt sich in seiner Darstellung des Krieges als Motor der Geschichte auf die Neuzeit. Aber im Grunde ist der Krieg der Normalfall aller Geschichte. So entlehnt der Autor seinen Titel der Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thukydides; er hätte auch Heraklit zitieren können, für den der Krieg der «Vater aller Dinge» war. Den zugleich zerstörenden wie aufbauenden Charakter des Krieges, seine «Gestaltungskraft», stellt Langewiesche anhand von drei Phänomenen dar: der Revolution, Nationswerdung und des Aufbaus von Kolonialreichen. Besonders eindrücklich sind die Aussagen von Zeitgenossen der Französischen Revolution, die der Autor zitiert. Zum einen schildern sie die Gräueltat und Massaker, die kollektive «Menschenschlächtere», die im Zuge von Revolution, Konterrevolution und der kriegerischen Ausbreitung der Revolutionsideologie zu beklagen waren.

Andererseits aber konstatierten so zivilisierte Beobachter wie der Naturforscher Georg Forster, dass man die Revolution keineswegs mit «Menschenglück und Unglück» in Verbindung bringen dürfe, denn die Franzosen seien nun einmal Märtyrer für das «allgemeine Wohl». Ganz ähnlich, wiewohl deutlich drastischer formulierte es der Revolutionär Robespierre: «Die Freiheit muss mit Gewalt geschaffen werden.» Selbst Immanuel Kant würdigte die Französische Revolution als weltgeschichtlich bedeutsa-



«Vater aller Dinge»: Schlacht um Verdun im Ersten Weltkrieg, 1916.

mes Versprechen auf Fortschritt, weil sie «ein Vermögen der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat».

Bis heute feiert Frankreich den revolutionären Ursprungsmythos der Nation mit viel Pomp – und verteidigt seine Interessen im nachkolonialen Afrika mit Selbstbewusstsein

## Alle supranationalen Gebilde sind im 20. Jahrhundert zerfallen.

und militärischen Mitteln. Ohne Zweifel ist das Kapitel IV («Ohne Krieg kein Nationalstaat und keine Nation») der spannendste Abschnitt des gesamten Buches. Dieter Langewiesche scheut auch unbequeme Konklusionen nicht, die quer stehen zu dem, was auf den Podien und in den Medien tagtäglich vermittelt wird:

«Im Krieg wird getötet, gequält, geraubt, verwüstet, und dennoch werden immer wieder Kriege begonnen, um hehre Ziele anzustreben. Mit Revolutionen wollen Menschen Freiheit und ein besseres Leben erzwingen. Doch ohne Krieg keine erfolgreiche Revolution. Nationen und Nationalstaaten galten immer und gelten weiterhin als Garanten für staatsbürgerliche Selbstbestimmung und fairen Zugang zu den Ressourcen, die eine Gesellschaft erzeugt.»

### «Idee der Nation»

Nicht multinationale Vereinigungen wie die Europäische Union, sondern der Nationalstaat ist der Raum von Demokratie und sozialer Teilhabe. Alle supranationalen Gebilde sind im 20. Jahrhundert zerfallen: das Osmanische Reich, das Habsburgerreich, das Commonwealth, die Sowjetunion, Jugoslawien.

Dafür entsprangen diesen Nationalitätenstaaten und Zwangsvereinigungen quicklebendige Nationen, die zum grössten Teil auch heute noch lebensfähig sind. Zwar gehört und gehörte zur Entstehung von Nationen, sei es durch Abspaltung, Vereinigung (wie in der Schweiz) oder Unabhängigkeitskrieg, auch die berüchtigte «ethnische Säuberung», die auf das Ideal des homogenen Nationalstaats zurückgeht. Sie ist meist Folge einer jahrhundertelangen Unterdrückung von Minderheiten. Auch hier hält der Autor eine provozierende Formulierung bereit: «Ethnische «Säuberung» ist in dieser Perspektive kein Unglücksfall in der Geschichte, sondern im nationalen Einheitsgebot angelegt.»

Die «Idee der Nation», durch Befreiungskriege wie zuletzt auf dem Balkan oder im nachkolonialen Afrika auratisch aufgeladen, hat bis heute ihre Faszination nicht eingebüsst. So schreibt Botho Strauss in seinem vieldiskutierten Essay «Anschwellender Bocksgesang» vorausschauend: «Dass ein Volk sein Sittengesetz gegen andere behaupten will und dafür bereit ist, Blutopfer zu bringen, das verstehen wir nicht mehr und halten es in unserer liberal-libertären Selbstbezogenheit für falsch und verwerflich. Es ziehen aber Konflikte herauf, die sich nicht mehr ökonomisch befrieden lassen.» Osteuropa mit seinen durch Zwangsumsiedlungen und Russifizierungen geprägten Staaten dürfte vielleicht bald zum Schlachtfeld ethnischer Konflikte werden. Der Ukrainekrieg ist das erste Wetterleuchten dieser Art von Auseinandersetzung.

Für seine Einschätzung, dass der Nationalstaat auch künftig nicht entwertet werden wird, beruft sich Dieter Langewiesche auf eine Oxford-Studie von 2015, die sich als Bilanz einer globalen Erhebung zu den momentanen Veränderungen von Staatlichkeit versteht: «Der Nationalstaat ist weiterhin das wirksamste Instrument, um Teilhabeansprüche und Mitwirkungsrechte durchzusetzen und Eingriffe in die Lebenswelt der Bürgerinnen und Bürger abzuwehren oder demokratisch zu rechtfertigen.» Das Mantra vieler Politiker, nur die Europäische Union mache fit für den globalen Wandel, der Nationalstaat allein sei dafür nicht gerüstet, wird von durchaus überlebendigen Staaten wie der Schweiz schlagend widerlegt.

Auf den Krieg bezogen, bedeutet der Zusammenschluss der europäischen Staaten allerdings eine neue Qualität, einen Bruch mit dem jahrhundertelangen – militärischen – Konkurrenzkampf. Nun geht es (wie im Falle der Konflikte auf dem Balkan) allenfalls noch um «humanitäre Intervention» im Sinne des «gerechten Krieges», wie er sich als Leitbild im Europa des 18. Jahrhunderts herausgebildet hat. Die Einbindung der EU-Staaten in die Nato schliesst eine gegenseitige militärische Bedrohung aus. Insofern sei ein künftiger

Krieg zwischen europäischen Staaten ausgeschlossen, glaubt Langewiesche.

Der weitgehende Verzicht auf staatliche Souveränität im Militärischen ist zweifellos ein tiefer Einschnitt in der Geschichte der europäischen Nationen. Ob aber die «innerstaatliche Konfliktregulierung» stark genug ist, die erkennbaren Gegensätze besonders zwischen den alten und den neuen EU-Mitgliedern auszutarieren, darf man bezweifeln.

### Bruch mit militärischer Tradition

Zum Ost-West-Gegensatz kommt jetzt – vor allem in der Flüchtlingsfrage und bei der Staatsverschuldung – ein Nord-Süd-Antagonismus hinzu. Die Schaffung einer europäischen Armee würde diese tiefgreifenden, die EU als Ganzes bedrohenden Gegensätze nicht neutralisieren – sie könnte sie vielleicht sogar verschärfen, weil der Einsatz der gemeinsamen Armee zu einem Extra-Streitpunkt würde.

Zwar machen die Nationen nicht mehr gegeneinander mobil. Aber sie bleiben gefangen in ihren nationalen Interessen, die auf Dauer «supranational» kaum zu bändigen sind. Was

### Der Ukrainekrieg ist das erste Wetterleuchten dieser Art von Auseinandersetzung.

die künftige Gestalt der Europäischen Union betrifft, beruft sich der Autor hoffnungsfroh auf Jürgen Habermas, der als Lösung eine «doppelte» Souveränität vorschlägt, bei der «die höhere politische Ebene die niedrigere nicht überwältigen» könne.

Was immer diese wenig konkrete Staatskonstruktion in der Realität bedeuten soll: Der Ausstieg aus der europäischen Kriegsgeschichte ist nicht das Ende aller geopolitischen und ökonomischen Gegensätze. So eindrucksvoll der Tübinger Historiker die Genese der Nationen aus Revolution, Kampf und Krieg herauspräpariert: Die Lösung, die er für die Europäische Union der Zukunft vorschlägt, ist wenig einleuchtend und widerspricht seiner eigenen These von der Lebendigkeit des Nationalstaats. Die Vereinigten Staaten von Europa als «Imperium» (Langewiesche) wird es nicht geben, dafür sind die zentrifugalen Kräfte viel zu stark.



Dieter Langewiesche: Der gewaltsame Lehrer – Europas Kriege in der Moderne. C.H. Beck. 512 S., Fr. 45.90

## Sprache

# Vergissmeinnicht

## Gedenken wir des Genitivs.

Von Max Wey

Es wird viel gedacht heutzutage. Da ein Amoklauf, dort ein Terroranschlag. Man zündet Kerzlein an, legt Blumen nieder und gedenkt der Opfer. Oder den Opfern. Darf man eingedenk des Elends überhaupt die Frage stellen, ob der Dativ hier richtig ist? Man darf nicht nur, man muss, denn – nicht wahr? – die Menschen wollen doch in diesen unsicheren Zeiten wenigstens in dieser Frage Gewissheit. Allenthalben wird geklagt, der Genitiv sei auf dem Rückzug. Und es stimmt ja, die Zahl der Verben mit Genitivobjekt nimmt weiter ab. Das Verb «vergessen» zum Beispiel wurde früher mit dem Genitiv gebraucht. Deshalb erfreuen uns weiterhin Vergissmeinnicht statt Vergissmichnicht. «Mein» ist hier der verkürzte Genitiv von «meiner».

Hat es jetzt «gedenken» erwischt? Jedenfalls konnte man in *20 Minuten* online lesen: «Sie gedenken dem getöteten 7-jährigen Jungen.» Das Online-Magazin *Unipress* der Universität Bern gedachte zum 100. Geburtstag von Maurice E. Müller «dem grossen Visionär». Bevor sich jetzt unsere Freunde im grossen Kanton über die komischen Schweizer mokieren, sei ihnen gesagt: Der Dativ gilt in der Schweiz als richtig. Im Duden-Sonderband «Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz» aus dem Jahr 1970 ist dies bereits beschrieben. Die Heuer-Grammatik aus dem Hause NZZ meint, «gedenken» werde normalerweise mit Genitiv gebraucht. Der Grosse Duden und Duden online geben ausser dem Genitiv auch an: «jemandem gedenken (besonders schweizerisch)».

Wie man liest und hört, ist der Dativ auch in Deutschland auf dem Vormarsch. In der *Kölnischen Rundschau* gedachte man dem Ende des Ersten Weltkriegs. Selbst das Auswärtige Amt gedachte auf Twitter dem ehemaligen Aussenminister Guido Westerwelle; umgehend folgten die Belehrungen, «gedenken» verlange den Genitiv. Wenn dem so ist, dass sich der Dativ auch in Deutschland weiter ausbreitet, wären wir Schweizer ja eine Art Vorreiter. Oder Vorreiterinnen. Oder Vorreitende. Ob wir darauf stolz sein sollen, ist eine andere Frage. Ich rate von einer geschwellten Brust ab. Immerhin verweigert der Grammatik-Duden «gedenken» mit Dativ vorläufig noch die Absolution.

Zum Schluss möchten Sie sicher noch eine persönliche Empfehlung. Nein? Ich gebe sie Ihnen trotzdem: Brauchen Sie «gedenken» nicht mit dem Dativ. Warum? Es gefällt mir nicht.